



9. Linguistische Gesprächsforschung

9.1 Rolle der Interaktion

Wir erzeugen das soziale Geschlecht in der Interaktion und setzen es in Szene. So zeigt sich im Gespräch als einer Form des kommunikativen Miteinanders wieder das *doing gender*.

Mit der interaktiven Konstruktion des sozialen Geschlechts kann aber zugleich die soziale Unterordnung der Frau produziert werden, wenn die Aktivierung weiblicher Geschlechtsidentität von anderen an Stelle der Frau vorgenommen wird. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn eine Frau, die gerade eine Geschichte erzählt, unterbrochen wird und ein mit anwesender Mann die Geschichte an ihrer statt zu Ende erzählt. Hier wird ein niedriger Status und ein geringeres Prestige der Frau mitproduziert (Samel 2000: 167).

Gespräche sind eine Bühne für situative Re-Positionierung, aber auch für das Konstruieren von Stereotypen. Da Stereotype meist zum Allgemeinwissen gehören, stabilisieren sie die Verhältnisse. Sie filtern die Wahrnehmung, beherrschen unsere Erwartungshaltung und verfälschen teils auch die Fakten: Eine Frau, die sich durchsetzt und aktives Kommunikationsverhalten zeigt, entspricht nicht unseren Erwartungen und wird als aggressiv wahrgenommen. Laut Stereotyp reden Frauen mehr als Männer – was faktisch nicht stimmt. Wenn Frauen sich überhaupt zu Wort melden, wird es schon als vorlaut und „zu viel“ bewertet, denn „women are perceived as too talkative because how much they talk is measured not against how much men talk, but against an ideal of female silence“ (Talbot 2005: 473). Stereotype legitimieren Fehlverhalten, wenn ein Mann es als sein Recht ansieht, das „viele“ Reden der Frau zu reglementieren und ihr angebliches Unwissen lächerlich zu machen.

Solche Klischees werden ständig gepflegt. Die Medien behaupten zum Beispiel immer wieder einmal, Studien hätten ergeben, dass Frauen ca. 20 000 Wörter am Tag sprechen, Männer hingegen nur 7000. Solche Zahlen haben den Status eines kulturellen Mythos erreicht, denn keine Studie konnte diese Ergebnisse wiederholen (Mehl et al. 2007), und als Liberman (2006) nach der ursprünglichen Arbeit suchte, die zu diesen Zahlen geführt hat, fand er keine, allerdings folgenden Text:

A husband looking through the paper came upon a study that said women use more words than men. Excited to prove to his wife that he had been right all along when he accused her of talking too much, he showed her the study results. It read “Men use about 15,000 words per day, but women use 30,000”. The wife thought for a while, then finally she said to her husband “It’s because we have to repeat everything we say.” The husband said “What?” (mistupid.com in Liberman 2006).

Aufgrund der Stereotype entwickeln wir Vorstellungen zu geschlechtsangemessenem Auftreten. Wenn wir dem nicht entsprechen, fällt das negativ auf. So beeinflussen sie unser Verhalten. Andersherum führen diese Vorstellungen unbewusst zu Bewertungen. Die Untersuchung von Mulac et al. (1985) ergab beispielsweise, dass Verschriftlichungen von Landschaftsbeschreibungen anders beurteilt wurden, je nachdem, ob sie (angeblich) von einer Frau oder einem Mann stammten. Sowohl Männer als auch Frauen schätzten ein und das gleiche Transkript ästhetischer ein, wenn es einer Frau zugeordnet war („nicer, more pleasant, sweeter, and more beautiful“, Mulac et al. 1985: 1106). Es klang dynamischer bei einem Mann („more active, more aggressive, stronger, and louder“, ibd.). Auch das Handeln wird geschlechtsabhängig anders wahrgenommen.

9.2 Gesprächsforschung

Gespräche sind eine Form des Handelns mithilfe von Sprache. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sich mindestens zwei Sprecher/innen mit ihren Redebeiträgen abwechseln. Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts entwickelten Harvey Sacks, Emanuel Schegloff und Gail Jefferson ausgehend von realen Sprachdaten die Grundlagen der Konversationsanalyse. Sie wollten Gesprächsstrukturen und die zugrundeliegenden Gesetzmäßigkeiten, ihre Merkmale und Funktionen ermitteln und erfahren, wie sich Gespräche im dialogischen Miteinander bilden. Der *turn* bzw. der Gesprächsschritt / Redeschritt bildet die Grundeinheit. Nicht dazu zählen Hörer-, Rückmelde- bzw. Kontaktsignale, mit denen das Gegenüber lediglich Interesse bekundet oder zeigt, dass er / sie zuhört, auch nonverbale Reaktionen wie das Verdrehen der Augen und Kopfnicken. Der Begriff des Gesprächs- bzw. Redebeitrags wiederum umfasst Gesprächsschritte und Hörsignale.

9.3 Gesprächsverhalten von Frauen und Männern

9.3.1 Erste Studien

Die ersten Studien schlossen an die Ausführungen von Key (1972, 1975) und Lakoff (1973, 1977) an, die ja zunächst auf Introspektion beruhten (vgl. Kap. 3.2), beispielsweise Trömel-Plötz (1982) zu Fernsehdiskussionen im Schweizer Fernsehen mit Zahlen zu u. a. Anzahl und Längen von Redebeiträgen und Unterbrechungen. Schoenthal (1985) und Samel (2000) beispielsweise fassen die Ergebnisse zusammen: Aus soziolinguistischer Perspektive sprechen Frauen standardnäher, Männer eher umgangssprachlich oder Dialekt, und zwar bereits im Kindesalter (u. a. Eckert 2014). Bezogen auf das Gesprächsverhalten ergaben sich ebenfalls systematische Unterschiede: Männer bestimmen das Thema, reden mehr und häufiger, ergreifen öfter das Wort und unterbrechen Frauen öfter als anders herum. Frauen formulieren etwas vager, Männer präziser und auf die Sache bezogen. Sie setzen sich auch bei der Verfolgung ihres

Themas besser durch. Frauen verwenden mehr Zustimmungssignale wie *ja, mhm, stimmt!*, mehr Fragen und Bitten und lächeln mehr. Männer gebrauchen mehr Aufforderungen und Imperative. Frauen gehen inhaltlich mehr auf die anderen ein und lassen reden. Was Überlappungen, Unterbrechungen und auch Passagen des Schweigens anbetrifft, wurden ebenfalls systematische Unterschiede zwischen Männern und Frauen gefunden. Durch Unterbrechungen etwa beschnitten Männer Frauen im Rederecht, was als Zeichen von Macht- ausübung und Kontrolle interpretiert wurde, vergleichbar mit dem Verhalten Erwachsener gegenüber Kindern.

Insgesamt zeigte sich auf mehreren Ebenen die Tendenz, Frauen zu dominieren. Frauen hingegen lassen sich durch ihr Bemühen, höflich zu wirken, behindern, da sie sich weniger durchsetzen. Sie entschuldigen sich mehr, wirken unsicher und treten gleichzeitig emotionaler und kooperativer auf, Männer wirken bestimmt und beherrschend, zumeist führen sie im Gespräch. Das lässt sich beispielsweise anhand von Unterbrechungen erkennen. Im folgenden Ausschnitt versucht die Patientin zweimal, etwas zu sagen, wird aber sofort vom Arzt zum Schweigen gebracht.

- Arzt: ... wird wahrscheinlich nachlassen ein bißchen, wenn Sie sich mal daran gewöhnen.
- Patientin: Der Druck [wird –]
- Arzt: [Nun, wenn er nicht] nachläßt, wird Secorbarbital auch nicht helfen.
- Patientin: Also, –
- Arzt: Es verschlimmert die Dinge nur noch. (nach Samel 2000: 182)

Bei der Wortwahl ergab sich eine Tendenz der Frauen, vorsichtiger und abschwächender zu formulieren, beispielsweise durch sogenannte *hedges*, Hecken- ausdrücke bzw. Abschwächungen, wie *wahrscheinlich, eine Art von*, Gefühls- ausdrücke (*oh je!, ach Gott!*), mehr Intensivierer (*total, sehr*), Euphemismen, Diminutive, im Deutschen mehr Modalpartikel, was ebenfalls eine klare Stellungnahme abmildert. Auf syntaktischer Ebene verwenden sie höfliche Fragen, im Englischen *tag questions*, im Deutschen etwa *ne, nicht wahr?*

Die Unterschiede im Verhalten wurden auf das Geschlecht zurückgeführt – Männer dominieren Frauen im Gespräch, und Frauen lassen sich dominieren. Dies markiert ihre Untergeordnetheit. Den Untersuchungen lagen anfangs impressionistische Einschätzungen, später dann sehr oft Arzt-Patientinnen-Inter-

aktionen oder öffentliche Debatten zugrunde. Situative Einflüsse wurden zunächst nicht bedacht.

Das Verhalten der Männer galt ursprünglich noch als Norm, an der Frauen gemessen wurden, die entsprechend abwichen, daher auch der Begriff *Defizithypothese*, die Frauen empfahl, das Verhalten der Männer zu übernehmen (u. a. Lakoff 1973, Trömel-Plötz 1982). Diese Vorstellung wurde von jener der Gesprächsstile abgelöst. Der männliche war typischerweise dominant, der der Frau kooperativ, aber beide galten als gleichwertig, daher *Differenzhypothese* (vgl. Kap. 3.2).

Die frühe feministische Gesprächsforschung formulierte einige klassische Thesen:

Männer reden mehr, öfter und länger als Frauen. Männer unterbrechen Frauen mehr und ergreifen das Wort. Sie bestimmen das Thema und stellen sich dar, daher auch mehr Witze und Schimpfwörter. Damit verhalten sich Männer dominant. Frauen lassen sich unterbrechen, warten, bis ihnen das Wort erteilt wird, äußern mehr Minimalreaktionen und leisten die eigentliche Gesprächsarbeit. Damit verhalten sich Frauen kooperativ. Der kooperative Gesprächsstil bedeutet im Gespräch gegenüber dem dominanten Gesprächsstil einen Nachteil, weil sich die Frauen deswegen nicht durchsetzen können und ihr kommunikatives Ziel nicht erreichen.

In beiden Fällen handelt es sich um Tendenzen, die das Verhalten betreffen und nicht die Begriffe „Frauensprache“ bzw. „Männersprache“ rechtfertigen. Zumindest in unseren Kulturkreisen, nicht aber in einigen afrikanischen Ländern oder in Japan, nutzen beide Geschlechter das gleiche Vokabular und die gleiche Aussprache und Grammatik.

9.3.2 Kritik

Auf diese Ergebnisse folgten zahlreiche Einwände. Die Probandenauswahl war zu homogen. Viele der Daten ließen sich auch anders interpretieren oder es waren nicht alle Aspekte berücksichtigt worden. Das Geschlecht als alleinigen Grund für Unterschiede anzunehmen erwies sich als unzureichend, schließlich sollten weitere Kriterien zur Erklärung der Stile herangezogen werden.

Ein Kritikpunkt bezog sich auf die eingeschränkte Probandenauswahl, denn zumeist handelte es sich um Weiße der amerikanischen Mittelschicht. Freed/ Greenwood (1996) sahen auch die Ausrichtung auf einzelne sprachliche

Variablen, die unabhängig vom Kontext mit ganzen Sprechergruppen assoziiert wurden, als fragwürdig an. In ihrer Studie verwendeten Frauen und Männer Fragen und die Floskel *you know* jeweils ungefähr gleich häufig, allerdings je nach Situation unterschiedlich oft. Eine bloße Zählung einzelner sprachlicher Parameter ohne Berücksichtigung anderer Faktoren bleibt oberflächlich und damit wenig aussagekräftig.

Gerade die Untersuchungen des Unterbrechungsverhaltens ergaben immer wieder unterschiedliche Ergebnisse. James/Clarke (1993) unterzogen die Studien bis 1991 einer erneuten Prüfung. Sie kritisierten zunächst, dass viele mit Studierenden in experimentellen Situationen und in englischsprachigen Ländern durchgeführt worden waren. Dann fanden sie ein ungefähr ausgewogenes Verhältnis bei den Unterbrechungen. Sie gewannen den Eindruck, dass Frauen Gesprächsüberlappungen nutzen, um Interesse und Einverständnis zu bekunden. Unterbrechungen und Unterbrechungsversuche als Dominanz zu interpretieren ist daher zu kurz gegriffen. Damit wären Unterbrechungen, Versuche und Gesprächsüberlappungen zunächst einmal nach unterschiedlichen Funktionen aufzuschlüsseln (vgl. auch Kotthoff 1993).

Für Werner (1983) ist paralleles Reden nicht automatisch ein Unterbrechungsversuch. Schmidt (1992) zeigt, dass Gleiches zugleich zu äußern aktives Zuhören signalisieren kann (vgl. auch Frank 1992). Ahrens (1997) ist der Ansicht, dass viele Unterbrechungen bzw. gleichzeitiges Sprechen eigentlich kooperativ gemeint sind.

Uta: naja Weihnachten ick bin sowieso nich inner Kirche
Für mich .h existiern so'ne Feste eigentlich .h

Uta: sowieso nich d[et is so'n]

Wini: [naja ick meine] es is- is j- so'ne

Wini: so' [ne Fam-] [Familiensache]

Uta: [für Kin]der is [det schon wat Net]tet

Wini: [ja ne]ch?

Uta: [ja doch]

(Gespräch Nr. 16,54 nach Ahrens 1997: 93)

Uta unterbricht, während Wini das Wort *Familiensache* sucht, um einem möglichen Einwand zuvorzukommen. Zwar geht sie nicht in die Kirche, für sie ist das nichts, aber für Kinder ist das schon schön. Sie relativiert ihren Standpunkt und erreicht Konsens (Ahrens 1997: 94).

Außerdem vernachlässigen gerade frühe Studien die Prosodie. Sie zeigt oft an, ob eine Äußerung kurz vor dem Ende steht, so dass eine Redeüberlappung dann nicht als Unterbrechung zu werten ist, oder ob eine Unterbrechung erwünscht ist oder nicht (Kotthoff 1993, Kotthoff et al. 2018: 276).

Faschingbauer (2002) wollte Unterbrechungen auf ihren Erfolg hin prüfen, und zwar, inwiefern das Rederecht der Sprechenden tatsächlich dadurch eingeschränkt wird. Ihre Untersuchung von 500 Textseiten verschiedener Gespräche und Gesprächstypen ergab bei dieser Einschränkung nur geringe Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Der Faktor Status hingegen stellte sich als relevant heraus, besonders in Talkshows und Schiedsverhandlungen, kaum jedoch in psychosozialen Beratungsgesprächen. Somit bildet die Textsorte bzw. die Gesprächssituation einen weiteren entscheidenden Gesichtspunkt.

Vor allem also erwies sich der Faktor Geschlecht allein als zu wenig aussagekräftig. Die Frage allerdings ist, ob er vorrangig wichtig ist oder hinter anderen zurücktritt.

Bereits 1980 wandte Pedersen ein, dass die Gesprächsstudien nicht mehrere Einflussfaktoren in Betracht zogen und dass sie vorschnell verallgemeinerten und Unterschiede im Gesprächsverhalten dem Geschlecht zuschrieben. Sie entwickelte daher eine kleine Studie mit 24 Männern und 24 Frauen, die in unterschiedlichen Zweier-Konstellationen anhand eines Stadtplans einen Weg beschreiben sollten. Der/die Beschreibende wurde als Erklärende/r als aktiv und gesprächsdominant gesehen, der/die Informationsempfangende (*follower*) als in einer untergeordneten, passiven Rolle. Damit kam die Dimension der sozialen Rolle dazu. Die Versuchspersonen saßen sich gegenüber und hatten je einen Stadtplan. In einer Versuchsvariante waren die Pläne gleich, in einer anderen jedoch nicht, was zu Problemen führen sollte und daher zu aktiven Reaktionen wie Nachfragen oder Widerspruch bei den Ausführenden. So kam auch die Dimension Konfliktsituation hinzu. Pedersen erwartete, dass gemäß den Stereotypen Männer besser Anweisungen geben und Frauen besser Vorgaben ausführen. Das sollte besonders in gemischten Gruppen deutlich werden. Insgesamt sollte eine Gruppierung mit Frauen in der Führungsrolle und Männern als passiven Instruktionsempfängern wenig effizient sein. In der konfliktfreien Situation mit Männern als Erklärenden und Frauen als Ausführenden wurde die Aufgabe, einen Weg aufgrund der Erklärung auch zu finden, tatsächlich sehr schnell gelöst, während es bei Frauen als Erklärenden und Männern als Ausführenden wie erwartet sehr viel länger dauerte. In der Konfliktsituation erwiesen sich erstaunlicherweise die Männer als bessere *follower*, außerdem

waren die gleichgeschlechtlichen Gruppen effizienter als die gemischten, wobei die rein männliche Paarung die Aufgabe am schnellsten löste. Als am wenigsten erfolgreich erwies sich die Paarung mit einem männlichen Erklärenden und einer weiblichen Ausführenden. Dies entsprach nicht den Erwartungen, wurde aber von Pedersen dahingehend interpretiert, dass ein rein passiver *follower* weniger erfolgreich ist als jemand, der aktiv nachfragt und damit die Kontrolle übernimmt. Denn das setzt Selbstbewusstsein voraus und entspricht eher den männlichen Verhaltensweisen. Unterschiede bezogen sich auf die Verbalisierung von Zweifeln: Frauen kleideten sie in Fragen, Männer in Behauptungen.

Abschließend wurden die Versuchspersonen gefragt, ob das Geschlecht des Gegenübers vielleicht Einfluss auf die Kommunikationssituation gehabt haben könnte, was alle verneinten. „This suggests that patterns of verbal communication can be learned so thoroughly as to have become habitual and generally not reflected upon“ (Pedersen 1980: 111). Insgesamt ist bei derartigen Gesprächsanalysen nicht nur das Geschlecht der Teilnehmenden zu bedenken, sondern auch Situation und soziale bzw. kommunikative Rolle.

Die Studien zu Redemengen erfuhren ebenfalls Reanalysen, beispielsweise von James/Drakich (1993). Sie sahen 63 Untersuchungen von gemischtgeschlechtlichen Gesprächen bis 1991 nochmals durch. Die Ergebnisse waren nicht ganz eindeutig, zeigten aber, dass Männer überwiegend mehr sprachen als Frauen, vor allem in formellen und öffentlichen Situationen, wobei die Autorinnen den Faktor Status mit als Erklärung für die Unterschiede sahen. Die Reanalyse durch Leaper/Ayres (2007) von 158 Studien aus den Jahren 1968 bis 2004 ergab wieder, dass Männer signifikant mehr sprechen und zwar vor allem dann, wenn die Gesprächsteilnehmer/innen sich nicht kennen. Allerdings waren die Gesprächsmengen auch bei (Ehe-)Partnern sehr hoch, wenn sie mit ihren Frauen redeten. In künstlichen Sprachlaborsituationen waren Männer redseliger als in natürlichen. Auch Frank (1992) fand bei ihren Metaanalysen, dass Männer zwar mehr reden, jedoch eher nicht in privaten Situationen, und dass Status, Situation und auch individuelle Aspekte zu wenig bedacht worden waren.

Selbstpräsentation und Kontrollbedürfnis provozieren Gesprächigkeit bei den Männern. Sozialisierung, Themen und Situationen beeinflussen das Redeverhalten.

Bei der Analyse eines schwedischen Gleichberechtigungsprozesses stellte Schlyter (1992) weitere für die Frauen ungünstige, aber immer wieder beobachtete Verhaltensweisen fest, etwa das Schmälern der eigenen Leistung, das der Selbst-

darstellung der Männer diametral entgegensteht, vgl. „Manchmal sind es ja sehr einfache Sachen, die keine größere Nachforschung erfordern, weil man ähnliche Sachen die ganze Zeit tut“ mit „Ich habe mir ja da eine Kenntnis über mich erarbeitet, über meine Ideen ...“ (Schlyter 1992: 209).

Die Frau agierte insgesamt zurückhaltender und führte nicht alle Arbeiten auf, die sie leistet. Das Verschweigen unterstützte das Schmälnern und rückte die Frau in eine unterlegene Position, während der Mann seine Leistungen ausdrücklich hervorhob. Zusätzlich verwendete er wesentlich häufiger *ich* und aktive Verben wie *ich habe veranlasst, ich achte darauf* (Schlyter 1992: 212). Die Frau gebrauchte mehr Abschwächungssignale wie *im übrigen, sozusagen* (ibd.: 217). Schließlich sprach der Mann auch wesentlich mehr als die beiden Frauen.

Um bei den Unterschieden die Faktoren Wissenshorizont und Status ausklammern zu können, untersuchte Schmidt (1988, 1992) Gespräche zwischen Studierenden. Sie fand in dreieinhalb Gesprächsstunden ein deutlich kooperativeres Verhalten der Studentinnen bei der gemeinsamen Themenbearbeitung und Berücksichtigung anderer Beiträge, während Studenten mehr Selbstdarstellung betrieben. Die Studentinnen äußerten mehr Rückmeldungen, gesprächssteuernde Fragen und mehr Partikeln, die den Wahrheitsanspruch der Behauptungen einschränken. Im folgenden Gespräch zwischen drei Sprecherinnen finden wir neben Zustimmung (*m:*) auch Trost, Aufmunterung und Beschwichtigung (*nuh komm, nein das stimmt nicht, nein eben net, red dirs net ein*), als Cw glaubt, nichts mehr zu wissen (Zeile 5, 10).

- | | | |
|----|----|--|
| 1 | Cw | das be-besitzbürgertum hatte zwei vorteile nämlich durch dieses |
| 2 | Cw | [bild- durch die bildung die sie erreicht haben und zwar punkt |
| 3 | Aw | |
| 4 | Cw | eins daß es sich als äh gesellschaftliche klasse vermehren |
| 5 | Cw | [konnten also daß es: äh /jetzt weiß ich nimmer weiter/also |
| 6 | Aw | |
| 7 | Cw | Ich frag mich warum ich heut mittag was gelernt hab hätt ich genauso |
| 8 | Cw | [gut spazieren gehen können ah doch is doch . . alles: |
| 9 | Aw | |
| 10 | Cw | Ich weiß nichts mehr es isch aber |
| 11 | Bw | nein das stimmt nicht |
| 12 | Aw | nein eben net red dirs net ein [...] |

(nach Schmidt 1992: 76)

Neben Hörersignalen, Wort- und Formulierungshilfen und Fragen, die dem thematischen Fortschritt dienen, zeigte sich kooperatives Verhalten auch darin, dass auf andere eingegangen wurde und dass sie ermuntert wurden zu sprechen, um das Thema weiterzuentwickeln (Schmidt 1992: 78 f.).

Studenten redeten etwas häufiger und länger, auch monologisierend, und versuchten öfter zu unterbrechen, auch, um andere durch ihre Einwürfe durcheinander- und vom Thema abzubringen.

- 1 Pm und da kannma ebe noch feschtmake wie die welt
- 2 Pm [gsehe wird . . und wennma mal des f
- 3 Nw [m und ich mein
- 4 Nw wenn die autoren des nich mal für nötig finden
- 5 Nw zum beispiel wie der goethe sone turmgesellschaft
- 6 Nw ä einzuführen von hintenrein einzuschmuggeln
- 7 Nw [die noch so m eben der was
- 8 Pm [ach anal isch des nich
- 9 Pm [anal isch des nich . .
- 10 Nw [hab ich dennich ge-
- 11 Nw [sagt . ha ha ha ha ha
- 12 Ow [von hinterein einführe hätsch wieder
- 13 Nw [ha ha ha ha ha ha ha
- 14 Ow [der de- dieser emil immer deschtruk-
- 15 Pm [ja was isch des ja
- 16 Ow [tiv immer ha ja immer deschtruktiv wenn
- 17 Pm [was heißt anal was heißt anal [...]

(nach Schmidt 1992: 85)

Die Student/innen in der Arbeitsgruppe bereiten sich auf eine literaturwissenschaftliche Prüfung vor. Sprecher Pm unterbricht die Studentin Nw, die über Goethe spricht, mit einem Wortspiel zu *anal* (ab Zeile 8) und bringt sie dadurch vom Thema ab.

Die durchschnittliche Länge der Beiträge war bei den Männern extrem hoch, die der responsiven Antwortzüge gering (Schmidt 1988: 126 ff.). Die Studentinnen gingen mehr auf die Argumente anderer ein, um zu einem Konsens zu gelangen. Die Studenten umgingen strittige Punkte und verfolgten die eigenen Themen. Interessant war die Beobachtung, dass bei einem Aufeinandertreffen

kooperativer Frauen und nicht kooperativer Männer Letztere sich durchsetzen und dass Kooperativität für die Frauen zum Nachteil gerät (Schmidt 1988: 163, Schmidt 1992: 84).

Auf der Grundlage dieser Ergebnisse läßt sich die Bestimmung des männlichen Kommunikationsverhaltens präzisieren und erweitern: Die Ausrichtung auf die Verfolgung eigener Themeninteressen und das Streben nach Möglichkeiten der Profilierung zeigen sich in der Nichtbeachtung bzw. in dem mangelnden Eingehen auf Gegenpositionen, das sich in der Anwendung von Gesprächsstrategien wie ‚Drumherumreden‘ und der Einführung eines neuen Themas manifestiert. Dieses Diskussionsverhalten führt in den gemischtgeschlechtlichen Gruppen dazu, daß die Männer gegenüber den Frauen dominieren, wobei unter Gesprächsdominanz in diesem Fall die Einflußnahme auf die thematische Gesprächsentwicklung zu verstehen ist (Schmidt 1988: 151).

Das ist aber gerade in einer Situation, in der es um den Austausch und die Weiterentwicklung von Wissen geht, kontraproduktiv.

Der Mangel an Kooperativität und der Hang zur Selbstdarstellung lassen sich schlussendlich nicht auf Status oder Situation, sondern auf das Geschlecht zurückführen.

Gräbel (1991) analysierte fünf Fernsehdiskussionen mit insgesamt zehn Stunden Länge. Sie sah bei Redezeiten, Unterbrechungen und Rückversicherungsfragen in etwa gleiches Verhalten der beteiligten Frauen und Männer (Gräbel 1991: 284). Deswegen forderte sie, auch in Hinblick auf die früheren Studien, bei den Gesprächsanalysen die Situation zu berücksichtigen. In diesem Fall, in den öffentlichen Fernsehdiskussionen, macht sie hauptsächlich den Faktor Status für die Unterschiede verantwortlich. Trotzdem verhielten sich Frauen und Männer in mancher Beziehung nicht gleich. Frauen produzierten wesentlich mehr Höreraktivitäten wie Unterstützungen, Nachfragen oder Satzvollendungen und mehr und häufiger Kohäsionselemente (*ja, selbstverständlich*, elliptische Ausdrücke, Proformen) (ibd.: 288 f.). Mehr Beiträge ohne Bezug zum Beitrag davor und mehr Scheinbezüge kamen von Männern (ibd.: 292). Insgesamt wies das Gesprächsverhalten der Männer überwiegend dominante, das der Frauen nicht-dominante Merkmale auf (ibd.: 306).

Die Zielgruppe von Schmidt (1998) waren wieder Studierende. Sie ging von eigenen Beobachtungen aus, dass sich Frauen besser vorbereiten, bessere Noten haben und gute kommunikative Fähigkeiten aufweisen, in den Seminaren jedoch eher passiv bleiben und die Diskussionen den Studenten überlassen.

Ihre Vorstudie aus dem Jahr 1991 hatte ergeben, dass die meisten Studentinnen im Vergleich zu den Studenten weniger redeten, andere weniger unterbrachen, sich weniger durchsetzten. Die Ausbildung kommunikativer Fähigkeiten gehört aber zu den universitären Aufgabenbereichen, weil sie mit zur Aneignung und Reflexion von Inhalten und damit auch zur kognitiven Entwicklung nötig sind. Passive Studentinnen lassen diese Chance der Weiterbildung ungenutzt. Schmidt (1998) wollte sich daher genauer diejenigen Studentinnen ansehen, die mehr redeten und sich besser im Seminarverlauf durchsetzten. Sie beobachtete sechs Seminare mit über hundert Personen. Während neun Stunden erhielt sie 767 Redewechsel. Zusätzlich führte sie Befragungen mit 83 Studierenden durch und erhob Informationen zu den Biographien, verschiedenen Sozialisierungsaspekten ihrer Proband/innen, zu möglichen Vorbildern und Einstellungen. Die untypischen Studentinnen machten ein Fünftel der Frauen aus. Sie bildeten eine Gruppe zwischen typischen passiven, zurückhaltenden Frauen und typischen dominanten Männern. Sie redeten mehr, brachten kontroverse Themen ein, wurden häufiger angesprochen und erhielten mehr Rückmeldungen. Insofern unterschieden sie sich von den anderen Studentinnen. Gleichzeitig monologisierten sie nicht, unterbrachen nicht so viel, veränderten nicht so oft das Thema und gaben auch nicht so viele Rückmeldungen (Schmidt 1998: 159). Obwohl die Situation im Seminar nicht über Hierarchien zwischen Studierenden beeinflusst war, kam es zu Unterschieden im Gesprächsverhalten. Die Beschreibung der Sozialisierung beider Frauengruppen unterschied sich nicht. Überwiegend hatten sie während Kindheit und Schulzeit Benachteiligungen gegenüber Jungen erlebt, dazu gehörten auch Demütigungen und Überheblichkeiten (ibd.: 157). Dies führt verständlicherweise zu geringerem Selbstbewusstsein und Rückzug. Schmidt vermutet, dass sich die aktiven Studentinnen stärker am Vater oder Bruder ausrichten und weniger an rollentypischen Kommunikationsvorgaben. Sie schätzten sich als selbstbewusster ein als die passiven Studentinnen (ibd.: 150).

Neuere Arbeiten ziehen weitere Einflussfaktoren in Betracht. Hancock / Rubin (2005) inszenierten dreiminütige Gespräche zwischen 40 Proband/innen im Alter von 18 bis 59 mit acht vorher geschulten Kommunikationspartner/innen zu zwei verschiedenen Themen. Sie fanden, dass Frauen mehr unterbrochen und dass ihnen gegenüber mehr syntaktisch abhängige Sätze gebraucht wurden, dass also das Geschlecht der Partner/innen ausschlaggebend für das Unterbrechungsverhalten war. Die Autor/innen vermuten, dass, vergleichbar mit dem Dialektgebrauch, sozio-kulturelle Aspekte gegenüber situativen beim

Einfluss auf das Gesprächsverhalten überwiegen (Hancock/Rubin 2005: 55). Das passt immer noch zu den Ergebnissen der frühen Studien, dass Frauen mehr unterbrochen werden als Männer.

Ladegaard (2011) verglich das Gesprächsverhalten von zwei dänischen Bauingenieurinnen und zwei Bauingenieuren in Führungspositionen. Er fand aber kaum Unterschiede. Beide Gruppen bevorzugten einen indirekten, kooperativen Stil, wobei die Männer gelegentlich etwas direkter auftraten. Allerdings unterschieden sich die anderen Gesprächspartner/innen in ihrem Verhalten – Männer stellten die Autorität der Frauen infrage, die der Männer nicht, sie unterbrachen mehr, argumentierten gegen Expertisen, kritisierten. Die Frauen hatten es schwer, gegen die Vorurteile der Männer anzukommen.

Coates (2016) relativiert viel von der Kritik an den frühen Studien. Sie findet zwar Situationen mit ausgewogenen Gesprächsmustern, aber in gemischten Gesprächen haben Frauen weniger Rederechte. Sie stellt in ihrer Zusammenfassung fest, dass auch statusniedrige Männer versuchen, in Gesprächen die Oberhand zu gewinnen, dass also der Faktor Gender doch seinen Teil an Gesprächsunterschieden ausmacht (Coates 2016: 110).

Erstens sind viele verschiedene Parameter bei der Beurteilung der Redestile zu bedenken. Zweitens lässt sich Dominanz oder deren Fehlen nicht allein über Unterbrechungen oder Redemengen bestimmen.

Die Studien ermitteln und erörtern eine große Bandbreite an Einflussfaktoren, die neben dem Geschlecht auf das Dialogverhalten einwirken.

Als Konsequenz aus diesem Wissen sollten wir fragen, ob wir etwas ändern müssen. Schmidt (1988, 1992) hatte bereits gesehen, dass Frauen mit ihrem kooperativen Stil in Gesprächen mit dominanten Männern im Nachteil sind.

Die gesunde Balance zwischen friedlichem Miteinander und Führungsaufgaben ist schwer zu erreichen. Wodak (1997) fand in ihrer Analyse von Führungsstilen verschiedener Schulleiterinnen in Wien, dass sie eigentlich kooperativer agieren würden, was wegen des Hierarchygefälles zwischen Leitung, Lehrenden, Eltern und Schüler/innen nicht möglich war. Sie zeichnete ein System von autoritären und kontrollierenden Strategien nach, das von der Persönlichkeit, persönlichen Bedürfnissen und den Arbeitsbedingungen geprägt ist sowie von dem Wunsch nach Kooperativität. Andererseits haben die „untypischen“ Studentinnen von Schmidt (1998) offenbar einen Weg gefunden, interaktiv erfolgreich zu sein.

Unser Kommunikationsverhalten setzt Gender in Szene und wird dabei beeinflusst von unserer Sozialisation, unserem Bildungsstand, dem beruflichen und sozialen Umfeld, der gesellschaftlichen Position, dem Gegenüber und der aktuellen Situation, stereotypen Denkmustern und Rollenvorgaben.

9.4 Fazit

Status erweist sich als ein relevanter Faktor, der sich auf das Gesprächsverhalten auswirkt. Er ist besonders effektiv, wenn er mit den antrainierten und damit oft unbewussten Strategien zusammenpasst. Ein Mann in einer Führungsposition in einer Männerdomäne bedeutet immer noch die Standardsituation. Wenn Erwartungen an das Verhalten nicht erfüllt werden oder wenn das Verhalten nicht situationsgeeignet ist, kommt es zu Konflikten. Das führt zu Problemen, das Gesprächsziel zu erreichen, beispielsweise, wenn eine Frau in einer Männerdomäne ihre Führungsposition kooperativ auslebt und dann Respektlosigkeiten ausgesetzt ist. Weiterhin spielt die Situation eine wichtige Rolle. Wenn Männer in der Öffentlichkeit dominanter agieren und in privaten Situationen eher kooperativ, dann möglicherweise, weil sie in der öffentlichen Situation den Erwartungshaltungen der Allgemeinheit und damit ihren Stereotypvorgaben gerecht werden wollen. Dies ist im privaten Gespräch oft nicht nötig. So werden einige Unterschiede in den Ergebnissen verständlich.

Es gibt Unterschiede im Gesprächsverhalten zwischen Frauen und Männern. Sie sind aber erstens komplizierter als zunächst angenommen, und Erklärungen dafür sind nicht allein in den Geschlechtsrollen zu suchen. Zweitens sind sie auch variabler. Außerdem unterscheiden sich die Interpretationsverfahren. Gerade Dominanz lässt sich auch über thematische Verschiebungen und Selbstdarstellung erreichen, was eine quantitative Analyse nicht erfassen kann.

Das zeigt, dass Status und Situation die Unterschiede nicht hinlänglich erklären können. Versuche, unterschiedliches Gesprächsverhalten über Statusgefälle zu begründen, ohne das Geschlecht miteinzubeziehen, greifen zu kurz. Der Faktor Gender wirkt sich auf Interaktionsunterschiede aus, zusammen mit antrainierten Gewohnheiten und Stereotypen. Das Geschlecht des Gegenübers ist auch noch ganz entscheidend von Belang. Geschlecht ist eine hervorstechende Größe, die das eigene Verhalten beeinflusst. Das heißt weiter, dass Unterschiede nicht geschlechtsspezifisch sind. Vielmehr handelt es sich um erlernte Gewohnheiten unter dem Einfluss von Stereotypen, Erwartungshaltungen der Gesell-

schaft, eigenen unbewussten Ansprüchen, den Anforderungen der anderen gerecht zu werden, und minimal wohl auch biologisch getriggerten Reaktionen. Die Rolle der Hormone und evolutionär begründbarer Verhaltenstechniken, die Dominanzverhalten auf die Gesprächsebene verlagern, werden kontrovers diskutiert. Im Endeffekt kristallisiert sich der Faktor Macht und Dominanz als überlegener heraus, der jedoch noch immer oft mit dem Faktor Geschlecht gekoppelt ist. Darüber hinaus scheinen weiterhin einige Unterschiede konstant zu bleiben wie die Verwendung von Minimalreaktionen und Themenkontrolle (vgl. auch Frank 1992) oder Direktive, die schon im Kindesalter zu beobachten sind. Inwiefern sich auch diese Unterschiede egalisieren, wird sich zeigen, wenn die gesellschaftlichen Machthierarchien zwischen Männern und Frauen überwunden sind.

Was noch nicht diskutiert wurde ist die Frage, inwiefern die Widersprüche oder zumindest Unterschiede bei den verschiedenen Arbeiten und Ergebnissen auf Unterschiede bei den Interpretationen der Daten oder doch vielleicht auch auf Entwicklungen zurückzuführen sind, durch die sich das Verhalten der Geschlechter einander annähert. Viele Frauen sind selbstbewusster geworden und setzen sich durch, viele Männer haben erkannt, wie effektiv eine kooperative Führungsweise sein kann.

9.5 Zusammenfassung

In Gesprächen manifestiert sich das *doing gender*, auch hier wirken Stereotype, die das Verhalten und die Wahrnehmung beeinflussen und zu Bewertungen führen. Wir nehmen dadurch Frauen und Männer unterschiedlich, aber auch subjektiv wahr und reagieren darauf. Die frühen Untersuchungen ergaben, dass Männer mehr, öfter und länger als Frauen reden. Männer unterbrechen Frauen häufiger und ergreifen das Wort. Sie bestimmen das Thema und stellen sich dar, daher auch mehr Witze und Schimpfwörter. Damit verhalten sich Männer dominant. Frauen lassen sich unterbrechen, warten, bis ihnen das Wort erteilt wird, äußern mehr Minimalreaktionen und leisten die eigentliche Gesprächsarbeit. Damit verhalten sich Frauen kooperativ. Der kooperative Gesprächsstil bedeutet im Gespräch gegenüber dem dominanten Gesprächsstil einen Nachteil, weil sich die Frauen deswegen nicht durchsetzen können und ihr kommunikatives Ziel nicht erreichen.

Gerade die frühen Untersuchungen schienen aber widersprüchlich zu sein, weil sich die Untersuchungsmethoden oft als nicht vergleichbar und die Inter-

pretation der Daten als bedenklich erwiesen. So waren manche Unterbrechungen gar keine, und nicht jede konnte als ein Zeichen von Dominanz gelten. Außerdem bestimmen sich Dominanz und Kooperativität vielschichtiger und komplexer. Denn zunächst wurden zu wenig unterschiedliche Einflussfaktoren berücksichtigt – oft nur der des Geschlechts. Dominanz und Kooperativität wiederum sind zu polarisierend.

Unterschiedliche Gesprächsverhalten ergeben sich aus einem Konglomerat von Sozialisation, Stereotypen, erlerntem Verhalten und Erwartungen, Selbstbewusstsein, Situation, Gesprächsgegenüber, kommunikativer Rolle, Status, Thema und möglicherweise zu einem geringen Teil Biologie. Trotz allem verdeutlichen Studien, die versuchten, möglichst viele Faktoren gleichzuschalten, Unterschiede im Verhalten zwischen Frauen und Männern. Männer dominieren gern und stellen sich gegenüber anderen dar, weil sie Stereotypen gehorchen, weil Frauen noch zu wenig selbstbewusst sind.

Allerdings fehlt noch der geschichtliche Aspekt: Sind Daten aus den 70er, 80er Jahren überhaupt mit der aktuellen Situation vergleichbar und wenn nicht, wo sind die Unterschiede?

9.7 Literatur

Einführungen in die Gesprächsanalyse stammen von Deppermann (2008) oder Brinker / Sager (2010). Ergebnisse aus frühen Studien finden Sie beispielsweise in Trömel-Plötz (1982, 1984, 1996). Kotthoff et al. (2018) erörtern weitere Aspekte interaktiven Verhaltens wie Humor. Schmidt (1998: 42 f.) stellt einen Fragenkatalog für gesprächsanalytische Untersuchungen zusammen.